



Foto: Oliver Fiegl

Bruder Stan ist gern mit sich allein. Einsamkeit kennt er nicht.

# Die Welt auf Abstand

Der Belgier Stan Vanuytrecht ging nach Österreich, um dort als Einsiedler in den Alpen zu leben. Von einem, der die Menschen verlassen musste, um ihnen nahe zu sein **VON ANNE-SOPHIE BALZER**

**D**ie Hinweisschilder sind leuchtend gelb und beginnen gleich hinter der Kirche im Tal in Saalfelden, inmitten der österreichischen Alpen. »Weg der Stille« zur Einsiedelei am Palfen, immer bergauf, raus aus der Stadt, weg von den Menschen, noch eine Stunde Fußweg.

Vorbei an der Polizeiwache ist ein Schild, am Friedhof, an der orthodoxen Kirche ein weiteres, noch 40 Minuten. Immer steiler geht es hinauf, immer wieder gelbe Schilder im Wald. Wie kann einer ein Einsiedler sein, wenn sein Refugium so gut ausgeschildert und schon vom Bahnhof Saalfelden aus zu sehen ist? Wie allein ist man, wenn Gott und die Welt zu einem kommen, um sich Kum-

mer von der Seele zu reden oder einfach einen Feierabendplausch zu halten?

»Ich weiß, dass ich auch eine Touristenattraktion bin«, sagt Bruder Stan, ein ruhiger, grauer Mann. Ein Ort der Stille ist seine Einsiedelei am Palfen zumindest an Sommertagen nicht. Dabei ist Stille gewissermaßen sein Beruf. 60 Jahre alt, auf den Namen Stan Vanuytrecht getauft und von Belgien nach Österreich eingewandert, um nun im dritten Jahr das Amt des Einsiedlers von Saalfelden zu bekleiden. Auf 1006 Meter Höhe, ausreichend Abstand zur Welt.

Bruder Stan ist wohl der erste Einsiedler, der über eine Online-Ausschreibung zu seiner Berufung fand. Das war 2017.

*Wir suchen einen in sich ruhenden Menschen, der bereit ist zum Gespräch. Er soll sich nicht aufdrängen. Aber er soll da*

*sein für die Pilger. Das Leben auf der Einsiedelei ist karg und einfach. Wer ohne Fernsehen, Computer und Zentralheizung nicht auskommt, für den ist die Klause am Fuße des Steinernen Meeres nicht die richtige Behausung.*

All das stand im Gesuch von Alois Moser, Pfarrer von Saalfelden. Natürlich auch, dass man dem christlichen Glauben verbunden sein soll. Vor allem die Gesprächsbereitschaft war der Gemeinde wichtig; der Vorgänger von Bruder Stan, heißt es, sei nicht so zugänglich gewesen. Er hat das mit der Einsiedelei vielleicht zu traditionell verstanden.

Anfang 2017 war Stan Vanuytrecht gerade in Pension gegangen und ziemlich spät dran mit seiner Bewerbung. Um die 70 Bewerbungen waren aus der ganzen Welt schon im Pfarthaus eingegangen. Die Deutsche Presse-Agentur hatte die

Jobausschreibung in ihr Kuriositätenkabinett aufgenommen und sogar die »New York Times« berichtete. Es folgten Bewerbungen aus Argentinien, Kanada und ganz Europa, sagt Pfarrer Moser. Auch von Frauen habe man welche bekommen, doch das gehe nicht, wegen der »Drradiation«. Als Bruder Stan die Ausschreibung las, dachte er: »Das ist mein Platz, dort will ich sein.« Jedenfalls erzählt er es heute so. Er kann sich bis heute nicht ganz erklären, warum er sich so sicher war.

Stan Vanuytrecht suchte den Abstand zur tosenden Welt – im Glauben und in den Bergen.

Früher in Belgien, erzählt er, habe er tagsüber als Landvermesser gearbeitet und nachts als Rettungssanitäter. Seine Ehe, aus der zwei inzwischen erwachsene Kinder hervorgegangen sind, war zerbrochen. Es ist ein trauriges Kapitel seines

Lebens, es soll darüber nicht viel mehr in der Zeitung stehen. Das Ende dieses ersten Lebens von Stan Vanuytrecht kostete ihn alles: sein inneres Gleichgewicht, seine Gesundheit, sein Vermögen. Sieben Jahre lang arbeitete er pausenlos, um seine Scheidung finanziell zu überleben. In einer Nacht, erzählt er, hätte er als Sanitäter ein Häufchen Mensch auf der Straße in Brüssel aufgesammelt. Ein Junkie, der eine Überdosis intus hatte, kaum mehr ansprechbar. Auf dem Weg ins Krankenhaus bat der Mann, Vanuytrecht möge seine Hand halten. Der griff sie, ohne einen Moment zu überlegen. Danach erschrak er, er hatte keine Handschuhe getragen, seine gütige Geste war fährlässig gewesen. Keine Sekunde hatte er darüber nachgedacht.

Heute sagt Bruder Stan, er habe das aus Liebe getan. Eine Liebe, so unendlich

Fortsetzung auf Seite 4

Bruder Stan glaubt, einem Fremden vertrauten die Menschen ihre Sorgen heute lieber an. Vor ihrer Familie und Freunden wollen sie perfekt sein. Auf dem Berg sind sie ehrlich.



Foto: Oliver Fingel

Fortsetzung von Seite 3

stark, er wisse nicht, woher sie komme. Doch er habe das Gefühl, sie fließe geradewegs durch ihn hindurch.

Mehr als zwölf Jahre ist das her und Stan Vanuytrecht war lange auf der Suche, auch nach dem Ursprung dieser Liebe. Er ließ sich zum Seelsorger ausbilden und trat probeweise in verschiedene Orden ein, probierte sich aus. Er wollte Menschen helfen. Als Diakon arbeitete er in Gefängnissen, in Krankenhäusern und Psychiatrien, er betreute Häftlinge, Obdachlose, Drogen- und Alkoholiker. Seine Zuneigung gilt jenen, für die die Welt nichts mehr übrig hat.

Kalt, sehr kalt ist es im Mai in Saalfelden. Etwas oberhalb der Klause von Bruder Stan liegt die Schneegrenze, wo es tagsüber schmilzt und nachts wieder anfriert. Steigt man die Treppen zu ihm hinauf, lugt zuerst die Kapuzenspitze seiner schwarzen Kutte über der Gartenhecke hervor, geht man weiter, erscheint sein braun gebranntes Gesicht mit dem grauen Bart. Die Augen hinter runden Brillengläsern schauen wach, trotz der frühen Stunde.

Bruder Stan ist schon lange auf den Beinen. Morgens ist es still hier oben, dann sitzt er auf der Terrasse, raucht seine Pfeife und schaut. Schaut nach unten ins Tal zu den Menschen. Schaut nach oben, wo die Turmfalken um ihr Nest kreisen und wo er irgendwo seinen »Chef« vermutet. Und schaut in sich hinein. Spricht sein Morgengebet, läutet um sieben die Glocke, macht seiner scheuen Hündin Dunja und sich ein Frühstück.

In Deutschland gibt es noch rund 80 Menschen, die wie Bruder Stan als Einsiedler leben. Manche sind völlig auf sich allein gestellt, andere, so wie Bruder Stan, leben ihr Einsiedlertum mit Billigung der Kirche.

Das Eremitentum ist so alt wie die Menschheit und existiert in vielen religiösen Strömungen, im Buddhismus, Hinduismus und Christentum. Auch Philosophen suchten einst den Abstand zur Gesellschaft, etwa Heraklit im antiken Griechenland. Grundgedanke des Eremitentums – des religiösen wie philosophischen – war stets Distanz zur weltlichen Gesellschaft, um Einsichten über diese zu gewinnen. Im religiösen Eremitentum wollte man zusätzlich sich von den Dingen der Welt lösen, um Gott näherzukommen – durch ein strenges Regime aus Askese, Gebet und körperlicher Arbeit.

Die ersten christlichen Eremiten waren die Wüstenväter des 3. Jahrhunderts,

die in Anlehnung an die 40 Tage, die Jesus in der Wüste gebetet und gefastet haben soll, in Höhlen im heutigen Ägypten und Syrien lebten.

Viele Geistliche, Mystiker und Reformer verbrachten Zeit in der Abgeschiedenheit, bevor sie Orden und Klöster gründeten und als Heilige verehrt wurden. Gemeinsam ist allen Eremiten, dass sie gerade aufgrund ihrer Abkehr von der Welt die Neugier ebendieser erwecken.

Morgens, abends und nachts ist Bruder Stan ein echter Einsiedler. Einer, der gern mit sich allein ist, der das Gefühl von Einsamkeit nicht kennt. Der mit sehr wenig zufrieden ist im Leben, kaum Pläne macht. Die Zeit am Morgen nutzt er fürs Gebet, für Kontemplation, für Arbeiten an seiner Klause oder Spaziergänge mit seinem Hund. Er liest nicht, spricht

**Die Liebe in ihm sei so unendlich stark, er wisse nicht, woher sie komme. Doch er habe das Gefühl, sie fließe geradewegs durch ihn hindurch.**

nicht. Sitzt auf der Terrasse in der Stille. »Wir müssen unserem Herrgott nichts sagen, er weiß doch alles. Darum sitze ich hier und höre zu, was er mir zu sagen hat«, erklärt er.

Doch auch eine Menge Menschen haben ihm etwas zu sagen. Manchmal kommen um halb sieben am Morgen die Ersten. Einwohner aus Saalfelden, die vor der Arbeit den Weg zu ihm auf sich nehmen, weil sie das Gespräch mit einem Seelsorger suchen. Die sich Rat erbeten, die sich schuldig fühlen, die trauern. Wenn sie gläubig sind, betet Bruder Stan mit ihnen. Offiziell zwischen 7 und 17 Uhr ist er gesprächsbereit, so steht es auf dem Schild an seinem Gartentor, doch nur selten schickt er jemanden wieder weg.

Seine ganze Aufmerksamkeit, erzählt er, verwende er auf konzentriertes Zuhören. Das sei viel schwieriger, als man denkt, denn der Impuls, Trost auszusprechen, sei immer da. »Aber ich will die Geschichte von Menschen nicht ändern, sie nicht minimieren, nicht Schuld oder Schmerz herunterspielen.« Sein Angebot an einen Besucher lautet: »Du brauchst nichts zu sagen. Wir setzen uns hin, ich setze mich neben dich. Wir sitzen hier einfach zusammen.« Rat gibt Bruder Stan nur, wenn er sich ganz sicher ist damit. Er sei Seelsorger und kein Psychologe. Auch

wenn er oft kaum etwas sagt, gehen die Menschen, die sich ihm anvertrauen, erleichtert wieder vom Berg herunter, zur Arbeit, nach Hause zu ihren Familien oder in die Einsamkeit der eigenen vier Wände.

Oben auf den Bergen bricht die Sonne durch die Wolken, Bruder Stan muss das Hemd unter seiner Kutte ausziehen. Ein Paar kommt die Stufen hinauf. Der Seelsorger begrüßt sie mit einem schwungvollen »Griass eich«, es klingt beinahe schon echt Pinzgauerisch. Die zwei sehen aus wie Wanderer. Ob sie ein Foto oben in der Kapelle aufhängen dürfe, flüstert die Frau. Ein Verwandter ist gestorben, kaum 46, er hinterlässt drei Kinder. Bruder Stan führt das Paar zu einer Bank, spricht mit ihnen. Bietet an, die trauernde Familie und den Verstorbenen in sein Gebet aufzunehmen. Mehr kann er nicht tun, aber es ist auch nicht nichts.

Wenig später schiebt sich eine Einheit Grundwehriener des Bundesheers den Berg hinauf, mit Tarnfarbe im Gesicht und Schweißsträndern auf den Uniformen. Eine Übung ist im Gange, in kleinen Grüppchen stolpern die jungen Männer und einige Frauen die Treppen hinauf, fluchend über ihre schwere Ausrüstung. Sie breiten sich aus, sie lassen das kostbare Trinkwasser aus den Kanistern laufen, die Stan einzeln herauftragen muss, sie feixen miteinander, und es ist vorbei mit der andächtigen Atmosphäre vor der Klause. Bruder Stan lässt sie gewähren. Als junger Mann war er selbst Artillerieoffizier und in Deutschland stationiert. In dieser Zeit hat er auch die deutsche Sprache gelernt.

Militärdienst, ein Detail, das nicht passen will zum liberalen Seelsorger, der aussieht wie einer, der sich früher an Castoren gekettet hat. »Ich mag das«, sagt er, zeigt auf die Halbstarke in Tarnfarben und lässt offen, wem oder was nun genau seine Sympathie gilt. Während sich die Männer über Karten beugen, schaut Bruder Stan ihnen über die Schulter. Manche von ihnen sprechen einen so starken österreichischen Dialekt, dass er nicht versteht, was sie ihm erzählen. Da schlendert er wieder herüber zur Terrasse, macht sich ein Bier auf und beginnt mit der Arbeit an einem neuen Wanderstab.

Es ist die schnelle Abwechslung zwischen Seelsorgerarbeit und Schwätzchenhalten, die ihm zusetzt, sagt er. Wenn er mit Eltern spricht, deren Sohn Suizid begangen hat, und gleich darauf jemand heraufkommt, der mit ihm über das Stadtfest plaudern will. Wenn eine Schulklasse zu Besuch kommt und andere oben

in der Kapelle beten wollen. Dann ist Bruder Stan Diakon, Platzwart und Gastwirt in einem. Für manche Saalfeldener ist er wohl auch so etwas wie ein Freund, auch wenn ihm das nicht recht ist, Seelsorge ist schließlich ein Beruf. Neben seinem Bruder und dessen Frau aus Belgien, die gerade Urlaub in Saalfelden machen, pflegt er vor allem Kontakt zu seinen Kindern und Freunden in Belgien.

Bruder Stan glaubt, viele Menschen vertrauten ihre Sorgen und Nöte heute lieber einem Fremden an. Sie denken, sie müssen perfekt sein, und wollen vor Familie und Freunden den Schein wahren. Wie oft er schon die Frage gehört habe, wann es denn endlich wieder gut werde. Da sagt er dann zu den Gebeutelten: »Du bist doch kein Laptop, den man einfach reparieren kann! Unsere Gesellschaft toleriert nicht,

**Auch wenn er oft kaum etwas sagt, gehen die Menschen erleichtert wieder vom Berg herunter, zur Arbeit oder in die Einsamkeit der eigenen vier Wände.**

dass viele Dinge eine lange Zeit brauchen, um wieder heil zu werden. Wenn man eine Depression hat, dann dauert das, manchmal Jahre.« So lange? »Ja, so lange.« Er weiß das selbst nur zu gut.

Als kurz vor 17 Uhr der Wecker von Bruder Stans Smartphone klingelt, ist er gerade dabei, mithilfe eines manuellen Bohrers ein Jesus-Kreuz zu punktieren. Er will es oben an seinem Wanderstab anbringen. »Jesus hat schon genug Löcher im Körper, da macht ihm ein weiteres auch nichts aus«, sagt er mit Schraube im Mundwinkel. Doch nun ist es Zeit, die Glocke zu läuten, wie schon um sieben Uhr morgens und zur Mittagszeit.

Bruder Stan geht in sein winziges Schlafzimmer, in dem durch ein Loch das Seil vom Glockenturm herunterhängt. Es ist ein schöner, feierlicher Ton. Früher habe man die Glocke im ganzen Tal gehört, sagt er, die Bauern wussten dann, dass der Arbeitstag zu Ende war. Und nicht nur das, die Einsiedler sollten auch Alarm schlagen, wenn sie einen Brand entdeckten. Zum Dank durften sie Almosen in den Ortschaften sammeln. Heute reicht der Glockenklang nur wenige hundert Meter weit, zu laut ist die Welt um Bruder Stan herum. Doch sitzt man an die Hauswand gelehnt, wackelt vom Läuten die ganze Hütte.

Der erste Vorgänger von Bruder Stan bezog die Klause im Jahr 1664, ein Franziskanermonch namens Thomas Pichler. Das erzbischöfliche Konsistorium hatte ihm die Erlaubnis erteilt, eine kleine Kapelle zu bauen. 35 Jahre lebte er in der Klause, doch es nahm kein gutes Ende mit ihm. Weil er in einem verbotenen Buch gelesen haben soll, geriet er in »schwere Betrübniß« und nahm sich mit einem Fenstersprung das Leben. Er ist nicht der Einzige, dem die Abgeschiedenheit nicht wohl bekam. Von einem der Einsiedler von Saalfelden heißt es, er habe sich mit Geld davongemacht, ein anderer soll mehrere Kinder mit Frauen aus der Umgebung gezeugt haben.

Bruder Stan hält nicht viel von einem Eremitentum, das die gänzliche Abkehr von der Welt verlangt. Lieber möchte er seinen Besuchern zeigen, dass die Einsiedelei weder mit Menschen noch Technikfeindlichkeit zu tun hat. Er hat Fotovoltaik auf einem Vordach installiert für sein Handy und seinen Laptop. Und im Winter verbringt er einige Monate in Belgien mit seinen Kindern und Enkelkindern. Trotzdem ist er bemüht, die Einsiedelei als einen Ort der Stille zu bewahren. Einen Ort, zu dem Menschen kommen können, um etwas über die Geschichte der Einsiedler zu lernen, um Ruhe und Kraft zu finden. Es gibt heute zu wenige solcher Orte, findet er.

In seiner ersten Saison als Einsiedler war das Medieninteresse riesig. Die BBC, das französische und belgische Fernsehen, deutsche und österreichische Zeitungen – alle wollten sie den neuen Einsiedler sehen. Unzählige Male sei er mit Öllampe die Holzterasse seiner Klause hoch- und runtergestiegen, bis Regisseur und Kameramann zufrieden gewesen seien. Habe mit seiner Pfeife vor der Hütte gesessen, Gebete in der Kapelle gesprochen, den Ofen angeheizt und Lebensmittel den Berg hinaufgetragen, bis auch die letzte Kreiszeitung ihr Bild und ihren Bericht hatten.

Heute versucht er Grenzen zu setzen: Seelsorgergespräche nur zu den offiziellen Bürozeiten, ein Vorhang, der die Sicht in die Klause verwehrt, und ein Gartentor, das sich nur mit Gewalt öffnen lässt, gehören dazu. Im Winter hat er sich sogar seinen langen weißen Bart abrasiert, letzte Woche eine elektrische Pfeife bestellt. Und Journalisten will Bruder Stan nur einen Monat im Jahr empfangen. Er spiele sonst nur noch den Einsiedler, statt auch einer zu sein.

